

INGEBORG BACHMANN

Der schönste Handkuss ihres Lebens

Eine kleine Sensation: Ingeborg Bachmanns "Kriegstagebuch" und die elf Briefe des britisch-jüdischen Soldaten Jack Hamesh an die Abiturientin

VON Ina Hartwig | 15. April 2010 - 08:00 Uhr

© dpa



Die Schriftstellerin Ingeborg Bachmann (Foto undatiert)

»Wir sind beide allein, die Gründe sind wohl verschieden, aber die Folgen sind dieselben«, schreibt Jack Hamesh am 1. November 1946 aus Tel Aviv. Auf dem Umschlag steht als

Adressatin: Frl. Ingeborg Bachmann, Wien III, Beatrixgasse 26/ I/ bei Winkler/ Austria. Insgesamt elf Postsendungen von Jack Hamesh aus der Zeit zwischen Ostern 1946 und Sommer 1947, einige davon von der Zensurbehörde geprüft, befinden sich im Nachlass der 1973 in Rom verstorbenen Dichterin Ingeborg Bachmann. Zusammen mit deren *Kriegstagebuch* sind Hameshs Briefe jetzt erstmals im Suhrkamp Verlag veröffentlicht worden. Es ist dies, nach der Publikation des Briefwechsels *Herzzeit* zwischen Ingeborg Bachmann und Paul Celan vor anderthalb Jahren, wieder eine kleine Sensation, die Literaturgeschichte schreiben wird.

Die beiden unterschiedlichen Textkorpora – ihr Tagebuch von 1944/45, seine Briefe von 1946/47 – in einem Band zusammenzuschneiden ist eine ungewöhnliche, doch kluge Entscheidung. Auch dank des vorzüglichen Kommentars von Herausgeber Hans Höller entsteht ein Zeitbild, dessen Tentakel bis in Bachmanns künftiges Werk hineinreichen.

Als Soldat der British Army kommt Jack Hamesh, ein nach England geflohener Wiener Jude, im Mai 1945 über Italien zurück nach Österreich, genau: ins Kärntner Gailtal, wohin Ingeborg Bachmanns Mutter mit den drei Kindern umgezogen ist, um den Bombardierungen Klagenfurts zu entkommen. Die Familie besitzt in der Nähe des grenznahen Hermagor ein Ferienhaus. Hamesh ist Mitte zwanzig, als er die Abiturientin Ingeborg Bachmann im Büro der Field Security Section in Hermagor kennenlernt.

Aus ihrer Sicht stellt sich die erste Begegnung als peinvoll dar; in ihr »geliebtes Tagebuch« notiert sie: »Es waren zwei Engländer im Büro, einer, der wild aussieht, mit einem Bart, er soll aus Südafrika sein; der andere ist klein und eher hässlich (...). Der Kleine liess mich die Formulare ausfüllen, dann sah er sie an und sagte: »So, Sie sind eine Maturantin«. Ich denke, er war erstaunt, weil ja alle andern Mädeln Bauernmädeln sind. Dann sagte er: »Natürlich BdM«. Mir war plötzlich ganz übel und ich habe überhaupt kein Wort herausgebracht und nur genickt.«

Scham, nicht persönliche Schuld, treibt der Achtzehnjährigen die Röte ins Gesicht: »Ich hätte ihm ja sagen können, dass ich wahrscheinlich gar nicht mehr auf einer Liste stehe, weil ich mit 14 nicht übernommen worden und auch nicht vereidigt worden bin und dass ich dann nie mehr geholt worden bin oder hingegangen bin. Aber ich weiss nicht, was mit mir los war. Ich habe mir auch gedacht, dass ihm wahrscheinlich alle Leute erzählen, dass sie nie dabeigewesen sind und nur gezwungen worden sind, und ich habe auch sofort gedacht, dass er mir kein Wort glauben würde.«

Darin hat sie sich gründlich getäuscht. Die nächste Begegnung, zufällig auf der Dorfstraße, zeigt: Sie hat ihn beeindruckt. Er sei plötzlich nicht mehr »spöttisch«, sondern »verlegen« gewesen, hält das Tagebuch fest. Und: »Ich weiss auch nicht, was er von mir will.« Doch bald weiß sie es. Am 14. Juni kommt der britische Soldat mit dem Jeep vorbei, sie führt ihn in den elterlichen Garten, und auf der Bank sitzend, sprechen sie über Bücher, es fallen die Namen Thomas Mann, Schnitzler, Stefan Zweig, Hofmannsthal. »Ich war so glücklich«,

schwärmt sie, »er kennt alles und er hat mir gesagt, er hätte nie gedacht, dass er ein junges Mädel finden würde in Österreich, das trotz der Nazierziehung das gelesen hat.«

Aber nicht der Austausch von Lektüreerlebnissen dürfte entscheidend sein; entscheidend ist, dass er ihr vertraut. Er erzählt seine Geschichte: wie er 1938 mit einem Kindertransport nach England gebracht worden ist mit anderen jüdischen Kindern (obwohl er bereits 18 war), und dass seine Eltern damals schon tot waren. Was für ein Bild: Die Tochter des Lehrers, ehemaligen NSDAP-Mitglieds und Wehrmachtsoffiziers Matthias Bachmann und ein dem Holocaust entkommener Jude unterhalten sich inniglich. Zum Abschied küsst er ihr, ganz Wiener Charme, die Hand; »und wie er fort war, bin ich auf den Wallischbaum gestiegen, es war schon dunkel, und ich hab geheult und mir gedacht, ich möchte mir nie mehr die Hand waschen.«

Diese schönen, klaren, ergreifenden Tagebuchworte zeigen, dass Ingeborg Bachmann für Jack Hamesh mehr als nur Freundschaft empfindet, während sie zugleich ihren Freiheitswillen nicht zügeln mag. Ob die beiden wirklich ein Paar waren, ist schwerlich zu entscheiden. Vielleicht sollte man es so sagen: Sie nimmt seine Seele in ihre auf. Das erklärte auch, warum sich Jack Hamesh nach seiner Übersiedelung nach Palästina, kurz vor Ostern 1946, innerlich nicht von ihr lösen kann. Wenn er in den Briefen immer wieder seine Erinnerung an die »liebe Inge« beschwört – die sich längst in Graz, dann Wien ins Philosophiestudium gestürzt hat – und an die vielen schönen Stunden bei ihrer »lieben Familie« – auf die (vermutlich durchschnittliche) Naziverstrickung des Vaters geht er nicht ein –, dann schwingt eine Verlassenheit mit, die weit über den Verlust der Hoffnung auf ein gemeinsames Leben mit ihr hinausgeht. Nein, »glücklich« könne er nicht mehr werden, versichert er ihr in seinem erschütternden letzten und längsten Brief am 16. Juli 1947 aus Tel Aviv.

Gleich in doppelter Hinsicht sind Hameshs in nachlässiger Orthografie verfasste Episteln von außerordentlichem dokumentarischen Wert: Einmal weil sie Ingeborg Bachmanns psychische und moralische Versöhnungskraft eindrucksvoll demonstrieren, zum anderen durch den politischen Scharfsinn seiner Analyse des entstehenden Landes Israel, dem er ambivalent gegenübersteht. Was aus Jack Hamesh geworden ist, ob er oder seine Nachkommen im Besitz der Antwortbriefe Bachmanns an ihn sind, ist ungewiss. Trotz intensiver Recherchen konnte der Herausgeber keine Lebensspuren Hameshs ausmachen.

Was nun das Kriegstagebuch der jungen Bachmann betrifft, das ebenfalls erstmals in Buchform vorliegt, so handelt es sich bei den sechs Typoskriptseiten aus dem Nachlass der Geschwister vermutlich um eine resümierende Abschrift. Die wenigen, sehr dichten Seiten bezeichnet der Herausgeber als »Grundtext«, und zwar weniger für das Romanfragment *Der Fall Franza* (1966), in das markante Formulierungen aus dem Tagebuch Eingang gefunden haben, als vielmehr für das bedrückende Traumkapitel aus Bachmanns Roman *Malina* (1971). Dort ist vom »Friedhof der ermordeten Töchter« die Rede, dort vereint ein destruktiver Vater alle Attribute des Nazi-Schlächters und KZ-Schergen auf sich.

Und weil dem so ist, sei dem ansonsten so genauen und überzeugenden Herausgeber an dieser einen Stelle widersprochen. Denn zeigt nicht gerade das Kriegstagebuch, wie entschieden Bachmann Jahrzehnte später zum Mittel der literarischen Überhöhung greifen wird? Wie weit sich die Literatur vom Leben entfernt? Der Vater im *Malina*- Traumkapitel ist eine brutal überdeterminierte Gestalt, die mit dem »Papa« des Tagebuchs nichts gemein hat. Die Besonderheit dieser Tagebuchblätter liegt überhaupt eher im Detail des gelebten Widerstands, im Rausch des unverhofften Friedens, im Glück der Befreiung. Und darin, dass in Bezug auf den jüdischen Soldaten Jack Hamesh eine *condition amoureuse* Bachmanns erkennbar wird, ein seelisches Muster, in das im Mai 1948 dann der Dichter Paul Celan mit Pauken und Trompeten eintreten wird. Doch das ist eine andere Geschichte.

COPYRIGHT: DIE ZEIT, 15.04.2010 Nr. 16

ADRESSE: <http://www.zeit.de/2010/16/L-B-Bachmann>